

dessen, was „Grund“ bedeutet, eine Neufassung des Verhältnisses „Sein und Grund“ wie auch von Sein und „Geschichtlichkeit“, wenn anders P. mit seiner Deutung recht hat, das „Gründen-wollen“ des metaphysischen Denkens verbaue nach Heidegger den Weg zur Erfahrung der Wahrheit des Seins als Geschichte (161), weil Grundsein „ständiges Anwesen“ mitbesage (150 u. ö.). Der echte (analoge) Sinn von Grund wird es, im Gegenteil, unmöglich machen, einfach-hin Sein als geschichtlich zu verstehen.

Auf jeden Fall bereitet die ungemein sorgfältige und irgendwie kongeniale Exegese, die P. vorlegt, den Boden für ein längst überfälliges, umfassendes kritisches Gespräch. Man kann sich kaum vorstellen, wie sie in ihrem Wesentlichen überholt werden sollte — außer vielleicht durch Hinzunahme des bislang ungedruckten, so überaus skeptisch anmutenden und zugleich die Abwendung von der Metaphysik radikalierenden Vortrags „Zeit und Sein“ (1962), den P. noch nicht berücksichtigt.

H. O g i e r m a n n S. J.

J á n o s k a, G e o r g, *Die sprachlichen Grundlagen der Philosophie*. gr. 8<sup>o</sup> (145 S.) Graz 1962, Akademische Druck- und Verlagsanstalt. 21.60 DM.

Seit drei Jahrzehnten ist in den angelsächsischen Ländern die von Wittgenstein angeregte sogenannte „analytische Philosophie“ vielleicht die stärkste Richtung der Philosophie. Nach ihrer extremen Form geht alle Philosophie in Analyse der Sprache und Klärung der Wortbedeutungen auf. In Deutschland hat diese Art des Philosophierens wenig Widerhall gefunden. Erst in jüngster Zeit wendet man sich im Zusammenhang mit dem neuerwachten Interesse für Wittgenstein der Sprachanalyse zu. Unterdessen hat freilich, besonders seit 1945, in den Ursprungsländern dieser Philosophie eine Kritik an ihren Einseitigkeiten eingesetzt. Charakteristisch dafür ist etwa die von H. D. L e w i s unter dem Titel „Clarity is not enough“ herausgegebene Sammlung von Aufsätzen verschiedener englischer und amerikanischer Philosophen (London 1963, Allen and Unwin). Im Zusammenhang mit dieser Kritik an der analytischen Philosophie ist auch das vorliegende Buch von J. zu sehen. Es will unter dem Titel „Ontosemantik“ eine philosophische Behandlung der Sprache geben.

Das 1. Kap. wendet sich gleich der entscheidenden Frage nach den synthetischen Urteilen a priori zu. Sie seien nur möglich unter der Voraussetzung, daß es Begriffe gibt, die „unabhängig von Sprache und Denken wesen“ (8). Es wird nicht klar, ob das nur von den synthetischen Urteilen a priori im Sinne Kants gelten soll oder überhaupt von jeder Synthesis a priori. Auch die Darlegung der Auffassungen von A. Pap und W. Stegmüller führt nicht zu voller Klarheit, wenn J. auch gegenüber der Kritik Paps mit Recht bemerkt: „Der Ernst des kantischen Anliegens wird so zu einem terminologischen Spiel“ (9).

Das 2. und das 3. Kap. enthalten gute kritische Bemerkungen zum Sinnkriterium des Wiener Kreises und zum Prinzip der Verifikation.

Das 4. Kap. wirft dem Wiener Kreis und dem frühen Wittgenstein „Purismus“ vor; sie wollen, koste es, was es wolle, die Sprache dadurch eindeutig machen, daß sie sie auf die Sprache der mathematischen Logik zurückführen, auch wenn diese „Reinigung“ der Sprache dazu führt, daß nur mehr Trivialitäten übrigbleiben (22).

Das 5. Kap. unterscheidet Bedeutung und Bezeichnung. Die Bedeutung eines Wortes bestimmt J. trotz einiger kritischer Vorbehalte mit dem späten Wittgenstein als seinen „Gebrauch in der Sprache“ (29). Dagegen „bezeichnet“ ein Wort nur dann etwas, wenn seiner Bedeutung ein wirklich bestehender Gegenstand entspricht; ähnlich heißt es vom Satz: „Wahr ist ein Satz, wenn er vermittels seiner Bedeutung etwas bezeichnet; falsch, wenn er zwar eine Bedeutung hat, aber nichts bezeichnet“ (26). Später gibt J. freilich zu, daß in der Umgangssprache Bezeichnung und Bedeutung oft im gleichen Sinn verstanden werden (64). Abgelehnt wird jedenfalls der „semantische Platonismus“, der die Bedeutung der Wörter in transzendenten Ideen sucht (6. Kap.).

Das 7. Kap. wendet sich gegen die Übersteigerung der „Exaktheit“ der Sprache. „Die mißverständene Exaktheit verführt gar viele zu einer scheinpräzisen, manierten Sprache, in der man die Gemeinplätze vor lauter Formeln übersieht“ (39).

„Die Umgangssprache ... kann ... durch die Tendenz zur Präzision vergewaltigt werden, wodurch in bestimmten Fällen eben Antinomien oder Paradoxien entstehen“ (39). „Bedenklich ist nur, daß diese Sophismata, euphemisch als Antinomien bezeichnet, gerade im altersschwachen Griechenland, im späten Mittelalter und in unserem Westen so ernst genommen werden“ (40). Eine Erklärung dient dazu, mögliche Mißverständnisse, aber nicht, jedes denkbare Mißverständnis zu vermeiden (41). Freilich, „Kriterien der Übergauigkeit anzugeben, wird kaum möglich sein“, das recht verstandene Sprachgefühl muß uns sagen, wo der „optimale Punkt“ der Genauigkeit liegt, dessen Überschreiten zum Unrecht der Übergauigkeit führt (47 f.).

Das 8. Kap. über die „ontosemantische Methode“ nähert sich wieder sehr dem Empirismus vieler Analytiker. Wesenserkenntnis gibt es nur in dem Sinn, daß wir fragen können: *Sprechen* wir noch von einem „Tisch“, wenn der betr. Gegenstand dieses oder jenes Merkmal hat bzw. nicht hat? (50). Sowohl die Sätze der Objektsprache wie der „Metasprache“ lassen sich nur durch Erfahrung als wahr erweisen, letztere durch die Erfahrung des Sprachgebrauchs (53). Trotzdem wird die These, jede Notwendigkeit sei linguistischer Art, abgelehnt; „es gibt viele Arten der Notwendigkeit ... Sehe ich etwa nicht, daß ein gleichseitiges Dreieck auch gleichwinklig sein muß, ganz unabhängig von Definitionen und Ableitungen?“ (64). Wenn allerdings im folgenden Kap. der Satz vom Nicht-Widerspruch als ein Metasatz und damit als eine Anweisung für die Eindeutigkeit der Sprache bezeichnet wird (70 f.), so ist das wieder ein Ausweichen in den logischen Empirismus. Im übrigen setzt sich dieses Kap. mit der „dialektischen Logik“ des Marxismus auseinander, wie sie von B. Fogarasi (vgl. Schol 31 [1956] 445) verstanden wird. (Dabei ist freilich zu beachten, daß Fogarasis Deutung von anderen Vertretern des dialektischen Materialismus, z. B. G. Klaus, abgelehnt wird.)

Wichtig sind die beiden folgenden Kap.: „Sprache und Wirklichkeit“ und: „Die Seinsweise des Allgemeinen“. Die Sprache, die Laute und Gedanken umfaßt (79), ist nicht konstruktiv für die Weltansicht, wie W. v. Humboldt meint, sondern die Dinge sind für sie bestimmend. Zugegeben wird allerdings, daß „die Namen ein Mittel sind, durch das sich die Gemeinschaft mit ihrer Umwelt auseinandersetzt, sie gliedert und deutet“ (82). Gut wird das an dem griechischen Wort *χλωρός* im Vergleich mit unserem ‚gelb‘ und ‚grün‘ gezeigt (38). — Das Universalienproblem bleibt für jede Philosophie bedeutsam (85). Trotz der Kritik an Bocheńskis Deutung des Allgemeinen scheint die Auffassung des Verf. sachlich mit dem scholastischen gemäßigten Realismus übereinzustimmen.

Das 12. Kap. wendet sich den linguistischen Problemen der Negation und des „Es gibt“ zu. Gegenüber Carnaps Verhöhnung von Heideggers Satz „Das Nichts nichtet“ wird betont, daß die Unmöglichkeit, einen Satz in die logistische Sprache zu übersetzen, noch nicht dessen Sinnlosigkeit beweist (100). Das Schlußkapitel stellt die Frage nach der Möglichkeit der Philosophie, wiederum in Auseinandersetzung mit Wittgenstein. Dessen „Haßliebe“ zur Philosophie erinnere an das Verhältnis Kants zur Metaphysik (113). Gewiß sind viele Probleme der Philosophie Probleme der Sprache; aber doch wohl nicht alle. „Wenn es wahr ist, daß der Mensch sich selber finden möchte — und es scheint wahr zu sein —, ist es die vornehmste Aufgabe der Philosophie, diese Menschwerdung zu ermöglichen oder auch nur zu erleichtern“ (113 f.).

Diese Inhaltsübersicht zeigt deutlich die zwiespältige Haltung J.s zur positivistischen Sprachanalyse. Einerseits sieht er klar ihre Einseitigkeit und möchte sich von ihr freimachen. Andererseits vermag er die empiristischen Voraussetzungen, auf denen sie beruht, nicht zu überwinden. Wie soll es aber eine Philosophie, die mehr ist als Sprachanalyse, auch nur als Anthropologie geben können, wenn alle Objektsätze und Metasätze nur Erfahrungssätze im Sinn bloßer Feststellungen von Einzeltatsachen sind, d. h., wenn es keine Notwendigkeitserkenntnis gibt, die zugleich echte Seinerkenntnis ist? Das aber ist der eigentliche Kern des Problems der Synthesis a priori. Was von seiten der Sprachanalytiker gegen deren Möglichkeit gesagt worden ist, wird dem Ernst des Problems in keiner Weise gerecht.

J. de Vries S. J.